

Fabian Sietz, Erzählstrategien im ‚Rappoltsteiner Parzival‘. Zyklizität als Kohärenzprinzip (Studien zur historischen Poetik 25). Heidelberg, Winter 2017. 328 S., 19 Abb.

Besprochen von **Anna Kathrin Bleuler**: Salzburg, E-Mail: AnnaKathrin.Bleuler@sbg.ac.at

Erzählforschung ist in der germanistischen Mediävistik zur Zeit *en vogue*. Mit der Bochumer Dissertation von Fabian Sietz zum ‚Rappoltsteiner Parzival‘ wird ein Beitrag dazu geleistet, dessen Besonderheit darin besteht, dass er einen Gegenstand behandelt, in Bezug auf den Fragen nach Erzählformen und -strategien die Untersuchung von medialen und paratextuellen Aspekten des Textes in spezifischer Weise miteinschließt. Denn bei der älteren der beiden Versionen des ‚Rappoltsteiner Parzival‘, die in der Karlsruher Handschrift (BLB Karlsruhe, Cod. Donaueschingen 97) überliefert ist, handelt es sich um eine eigenhändige Niederschrift der Verfasser (angenommen wird ein Team bestehend aus den beiden Dichtern Philipp Colin und Claus Wisse, einem Übersetzer und zwei Schreibern). Für die höfische Epik des 13. und 14. Jahrhundert ist das einzigartig (vgl. Bumke, Autor und Werk [1997]). Hier stellt sich die Frage, inwiefern die Verfasser Möglichkeiten der Gestaltung der Handschrift (u. a. Initialen, Bilder, Paratexte) als Mittel für die Gestaltung des Erzählens genutzt haben. Dieser Frage geht Sietz nach, indem er kodikologische, bildkünstlerische und illustrative Aspekte in die Untersuchung der Gliederung und Strukturierung des Textes einbezieht.

Der ‚Rappoltsteiner Parzival‘ ist einer der umfangreichsten deutschsprachigen Romane des Mittelalters. Er kombiniert Wolframs von Eschenbach ‚Parzival‘ mit Übersetzungen altfranzösischer Fortsetzungen zu Chrétien de Troyes ‚Conte du Graal‘. Diese erzählen nicht nur von Parzival und seiner Suche nach dem Gral, sondern bringen die Geschichten weiterer Artusritter ein, die nur lose mit der des namensgebenden Helden verbunden sind und damit die romanhafte Anlage und den Zusammenhalt des Werks infrage stellen (11–12). Die Forschung hat sich lange Zeit kaum für diesen Text, der als strukturlose Kompilation galt, interessiert; das änderte sich in jüngerer Zeit – wohl nicht zuletzt dadurch, dass ein ‚Textungetüm‘ wie der ‚Rappoltsteiner Parzival‘ für die sich zunehmend ausdifferenzierende mediävistische Erzählforschung eine willkommene Herausforderung darstellt.

Im Zentrum der Auseinandersetzung mit dem ‚Rappoltsteiner Parzival‘ stehen Fragen der Textkohärenz und der poetischen Programmatik; wesentliche Beiträge dazu haben u. a. Uta Störmer-Caysa, *Der tote Ritter in Gaweins Geleit* (2015) und Yen-Chun Chen, *Ritter, Minne und Gral* (2015) geleistet. Sietz knüpft an diese Forschungen an, indem er von Chens These ausgeht, wonach die Widersprüche, die die Fortsetzungen in ihrer Bezogenheit aufeinander bzw. auf den wolframschen Text produzieren, ein produktives (intentional eingesetztes) Verfahren der Sinn-

bildung darstelle (CHEN 2015, S. 332). Im Unterschied zu CHEN, die ihre These hauptsächlich in Hinblick auf die Parzival- und Gralsszenen entwickelt, geht SIEtz von den bislang weitgehend vernachlässigten bzw. eher als störendes Beiwerk empfundenen Teilerzählungen aus, die nicht vom Gral und von Parzival handeln (20). Er fragt, inwiefern es sich hierbei um eine Ansammlung mehrerer eigenständiger Erzählungen handelt oder aber um Einzelstränge eines umfangreichen Artusromans und damit verbunden: inwieweit es zulässig ist, in diesen Fällen überhaupt von Widersprüchen zu sprechen (20).

Um Formen und Verfahren der Kohärenzstiftung in diesem heterogenen, nicht linear aufgebauten Text zu identifizieren, führt SIEtz im theoretisch-methodischen Teil der Arbeit (Kap. 2) das u. a. auf Povl SKÅRUP (1994) zurückgehende Beschreibungsmodell der Zyklizität ein (25–27). Es folgt eine Definition weiterer für die Untersuchung relevanter Begriffe (27–41); neben der bereits erwähnten Unterscheidung zwischen medial (durch handschriftliche Aspekte), paratextuell (durch Überschriften, Initialen) und narrativ hergestellter Einheit gehört hierzu die Unterscheidung zwischen sequentiellen und parallelen Teilerzählungen, das heißt, zwischen solchen Handlungssträngen, die *en bloc* erzählt, und solchen, die unterbrochen und wiederaufgenommen werden. Ferner werden die Begriffe Ordnung, Einheit und Konnex (d. h. durch wiederkehrende Elemente generierte Kohärenz) eingeführt.

Das zweite Kapitel (43–104) ist den medialen und paratextuellen Formen der Kohärenzbildung gewidmet. Hierfür werden die beiden Handschriften, in denen der ‚Rappoltsteiner Parzival‘ überliefert ist, minutiös studiert und miteinander verglichen, wobei die Ergebnisse nicht nur für die Frage nach Erzählstrategien aussagekräftig sind, sondern auch seltene Einblicke in die Prozesse spätmittelalterlicher Literatur- und Buchproduktion geben. Denn bei der zweiten Handschrift (Biblioteca Casanatense Rom, Cod. 1409 [olim A I 19]) handelt es sich um eine direkte Abschrift der Karlsruher Handschrift (vgl. STOLZ, Die Abschrift als Schreibszene [2012]), wodurch sich der Umgang der Schreiber mit ihrer Vorlage eins zu eins ablesen lässt. SIEtz zeigt, wie die eingangs erläuterten Strategien der Strukturierung in je unterschiedlicher Weise eingesetzt werden, um das Werk zu gliedern und es zugleich als Einheit erscheinen zu lassen. Die dominant zyklische Struktur, die der ‚Rappoltsteiner Parzival‘ der Karlsruher Handschrift aufweist, ist in der Abschrift zu Gunsten einer kürzenden, auf den Plot hin gebündelten Redaktion des Textes aufgegeben.

Im dritten Kapitel (143–308) folgt die narratologische Untersuchung des ‚Rappoltsteiner Parzival‘. Der – gegenüber der früheren Forschung – stärkere Einbezug jener Geschichten, die nicht von Parzival, Gawan und dem Gral handeln, sondern die Taten anderer Ritter (wie Karados, Gingelens, Gaheries, Segramors) schildern, erweist sich dabei als produktiv. SIEtz gelangt zur Ansicht, dass das Konzept des

Doppelromans (Parzival/Gawan) mit diesen Geschichten um sequentielle Teilerzählungen erweitert wird, die zwar aufgrund ihrer Anordnung als vom übrigen Text deutlich abgegrenzte Blöcke eine vergleichsweise hohe Autonomie besitzen, zugleich jedoch paradigmatisch sowohl miteinander als auch mit der Gralsthematik verwoben sind. Er zeigt, dass die Kohärenz des Werks durch zwei thematische und einen strukturellen Aspekt gestiftet wird. Thematisch sind es Minne und mythisch begründete Heldenentwürfe, die in den Teilerzählungen in vielfältigen Variationen und je unterschiedlichen Funktionalisierungen wiederkehren. Strukturell gesehen ist die je unterschiedlich realisierte Kombination von kausaler und finaler Handlungsmotivation (gegensätzlich, parallel oder synthetisiert), die Verbindung schafft. Hier ließe sich ergänzen, dass die von SEITZ sowohl auf thematischer als auch struktureller Ebene festgestellte Diversität in der Realisierung der in den Teilerzählungen wiederkehrenden Aspekte (hinsichtlich Darstellungsformen und Funktionalisierungen) ein weiteres – viertes – verbindendes Element darstellt. Insgesamt bestätigt SEITZ CHENS These, wonach Widersprüche, die durch die kompulatorische Aneinanderreihung divergenter Geschichten entstehen, sinnstiftende Funktionen haben. Zugleich gelangt er über die Ergebnisse ihrer Studie hinaus, indem er die komplexen Relationen von Einheit und Vielgestaltigkeit, die den ‚Rappoltsteiner Parzifal‘ auszeichnen, erstmals systematisch und unter Einbezug aller Erzählungen herausarbeitet.

SEITZ' Dissertation ist nicht nur theoretisch-methodisch gut durchdacht und vorbildlich gut strukturiert, sondern sie weist auch eine Fülle an Detailbeobachtungen auf, die vielfältige Anregungspotenziale für weitere Auseinandersetzungen mit dem ‚Rappoltsteiner Parzifal‘ bieten. Irritierend sind die wiederholt auftretenden sprachlichen, sprachlogischen und formalen Fehler, z.B.: die fehlerhafte Verwendung des Genetiv-s in der Nennung von Wolframs Name auf dem Buchcover (dort heißt es: „Wolfram von Eschenbachs“), die fehlerhaften Angaben der Seitenzahlen im Abbildungsnachweis (314) oder syntaktisch ‚schiefe‘ Sätze wie: „Ob die Kürzungen aber eine interpretatorische Dimension haben, ist unwahrscheinlich.“ (139); diese schmälern die Fülle des Geleisteten jedoch nicht.